Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 20

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

20

Draußen an der Tür wurde ein Kratzen und Scharren vernehmbar.

Im nächsten Augenblick wurde sie aufgestoßen und Eileen und Mrs. King sahen mit einer nicht sehr angenehmen Ueberraschung einen Mann eintreten, den sie nicht kannten, von dem sie aber errieten, daß es Mr. Toby Stokes, der Bewohner dieses Hauses war. In seiner dicken Winterkleidung trat sein massiver Körperbau besonders auffällig in Erscheinung und das Schwanken der Fußbodenbretter unter den zwei schweren Tritten, die er in die Stube tat, bevor er zu einem verwunderten Halt gelangte, stimmte damit ganz überein.

Sein Gesicht blieb den beiden Frauen im ersten Augenblick noch verborgen. Erst als er den hohen Kragen seines Mackinaws niederschlug und, von dem unerwarteten Besuche überrascht, die Pelzmütze vom Kopfe nahm, wurde ihnen dessen Anblick zuteil. Es bot ein Bild von abschreckender Häßlichkeit. Das linke Auge war gänzlich verschwollen und glasig rot entzündet. Ueber die Nase, deren Rücken Eschers letzter Schlag zertrümmert zu haben schien, lief ein breiter Streifen Klebepflaster und die übrigen sichtbaren Stellen zeigten kleinere Risse und rote und grüne Flecke. Offenbar kam Mr. Toby Stokes eben aus der Hand des Arztes.

Der Ausdruck des Widerwillens, den der abstoßende Anblick hatte in die Gesichter der beiden Frauen treten lassen, und den er wohl bemerkte, brachte wieder das herausfordernd höhnische Grinsen auf seine Lippen. Es war bei seinem Eintritt einen Augenblick davon abwesend gewesen, denn seine Verletzungen waren zweifellos schmerzhaft.

Dann warf er einen Blick auf die Kranke.

Ihre Augen waren weit geöffnet und ein Blick traf ihn, der wesentlich verschieden war von dem, den Escher im Pavillon-Theater darin beobachtet.

Es entging Stokes nicht, daß etwas Ungewohntes darin lag, aber er nahm sich nicht die Mühe, sich darüber klar zu werden. Hatte sich niemals die Mühe genommen. Es war ja so gleichgültig, was die Frau dachte oder empfand, nur sein Wille hatte für sie zu gelten.

Viel mehr Interesse hatte für ihn die geöffnete Dokumententasche, die noch immer auf der Bettdecke lag.

Sein Grinsen wurde noch widerwärtiger.

„Well, ich sehe, du hast dich auf die edle Mutter hinausgespielt", sagte er mit einem bösen Blick, „und unser Spiel preisgegeben. Hilft aber alles nichts. Ich hatte so etwas ja schon geahnt und Vorsorge dagegen getroffen. Wenn du der Hussy da erzählt hast, daß du meine Frau bist, so mußt du das beweisen können. Und das soll dir verdammt schwer werden."

„Vielleicht nicht so schwer, wie Sie denken", versetzte Mrs. King, aufgereizt von der Abneigung gegen die ganze Szene und besonders der Haltung dieses Mannes, aber doch kühl. „Und wenn es geschieht, wird Mr. Greenstone Sie wegen versuchten Betruges verhaften lassen."

„Wenn — —", entgegnete Stokes mit einem häßlichen Lachen. „Was gehen mich die irren Reden einer kranken Frau an. Uebrigens, wer immer Sie auch sein mögen, ich habe es nur mit der Hussy hier zu tun." —

Damit wandte er sich an Eileen.

„Sie werden wissen", sagte er, daß die Frau Ihre Mutter ist und werden ihr die Hälfte Ihrer Erbschaft abtreten — so oder so."

„Sie —"

Eileen brachte es nicht fertig, zu sagen „meine Mutter". Sie empfand nur ein grenzenloses Mitleid mit der unglücklichen Frau, in das sich indessen auch ein leises Gefühl mischte, das sie zurückstieß und sie ihr als Fremde erscheinen ließ. Sie hatte ja nie Mutterliebe gekannt und hätte nicht sagen können, ob ihr Gefühl dieser Frau gegenüber Kindesliebe war. Wohl nicht. Denn Liebe fragt nicht, ob sie Liebe ist, sie weiß es.

Und Eileen wußte es nicht.

„Sie soll alles haben, was sie braucht", sagte sie.

Stokes schien im Zweifel, wie er diese Zusicherung auffassen sollte.

„Well", antwortete er, „das ist recht. Aber ich muß es natürlich schriftlich haben. Bringen Sie mir morgen, sagen wir zehntausend Dollars und eine beglaubigte Schrift, daß Sie uns die Hälfte der Erbschaft abtreten, damit ich sie —"

„Sie?" lachte Mrs. King. „Mann, Sie erhalten keinen Cent. Dafür wird gesorgt werden."

Sie hatte das Verlangen des Mannes nur für Unverfrorenheit gehalten, für eine so groteske Unverfrorenheit, daß sie nur hatte darüber lachen können. Sie mußte sich aber sofort davon überzeugen, daß hinter dieser Unverfrorenheit etwas stand, das sie zu einer ernsten und gefährlichen Sache machte.

„Bei Gott, Lady", rief der Mann jetzt in einem so beunruhigend drohendem Tone, daß das Lachen auf Mrs. Kings Lippen unwillkürlich erstarb und auf Eileens Wangen sich eine tiefe Blässe legte, „die Hussy wird mir die Erbschaft auszahlen, oder keine ruhige Stunde mehr im Leben haben. Diese Frau ist in meiner Gewalt. Sie kommt nicht mehr los von mir. Ich brauche sie nicht mit Händen zu halten, oder ihr Stricke anzulegen. Sie ist unter meinem Willen und kann einfach nicht anders. Er hält sie fester als Fesseln. Und ich werde ihr von jetzt ab das Leben zur Hölle machen, wenn ich die Erbschaft nicht bekomme. Das Mädchen da hat es in der Hand."

„Nicht mehr, Toby Stokes", nahm die Kranke jetzt zum ersten Male seit seinem Eintritt das Wort und es war, als ob dabei ein befreites Lächeln um ihre Lippen spielte. „Nicht mehr."

Der Mann blickte überrascht auf sie.

„Wer hat dich im Gesicht so zugerichtet?" fuhr sie anscheinend ganz unvermittelt fort.

„Oh, das war im Opernhaus", entgegnete Stokes leichthin. „Ich hatte dort einen Streit mit diesem verdammten Dutchman, der die ganze Stadt aufwiegelt mit seinen Hetzereien. Aber ich kriege ihn noch."

Eileen horchte auf. Eine Szene kam ihr in Erinnerung. Es war auf dem Dampfer, der sie im vergangenen Winter nach Alaska gebracht. Auch Escher hatte sich an Bord befunden und einen Bully, der sie beleidigt, niedergeschlagen. Genau so einen Bully wie dieser Mann hier.

Eine Ahnung ließ sie fragen:

„Handelt es sich um Mr. Escher?"

„Glaube, so heißt der Kerl."

„Toby", rief seine Frau, „jetzt weiß ich's. Das ist der junge Mensch, den wir damals im Pavillon-Theater sahen. Er saß an einem Tische gleich neben uns. Später kam dann die kleine May und bat ihn, an seinem Tische Platz nehmen zu dürfen. Es war an dem Tage, als Eileen abgereist war. Dann kam auch noch das andere Mädchen. Die war wütend, weil er von ihr nichts wissen wollte — —"

Eileen schaute überrascht und forschend auf ihre Mutter. Die war also damals Zeuge gewesen, wie Escher, kaum ein paar Stunden, nachdem sie von ihm Abschied genommen, in der frohen Gewißheit, daß es sich nur um eine kurze

Trennung handelte, hier die Gesellschaft einer anderen gesucht. Aber es klang anders als in dem Briefe der Miß Fuller.

Und im Hintergrunde ihrer Gedanken hörte sie noch einmal seine Worte: „Die Frage hätte auch anders gestellt werden können.“ Sie hatten eigen geklungen. Eigen, ja, aber nicht schuldbewußt.

„Weiß ich recht gut“, sagte der Mann mit einer boshaften Genugtuung, denn er ahnte, daß das, was er zu sagen im Begriff war, dem jungen Mädchen Schmerz bereiten würde. „Die Katze machte ihm noch Vorwürfe, daß er da schon wieder mit einer andern saß, nachdem die eine ihm kaum den Rücken gewendet. Miß Malony hätte das gewiß nicht von ihm erwartet.“

„Meine Name wurde dabei genannt?“ fragte Eileen entsetzt.

„Freilich, warum sollte es nicht?“

Eileen hatte ein Gefühl, als ob ihr das Blut im Herzen zu Eis erstarre. Sie war leichenblaß. Und während ein tiefer Atemzug sich ihrer Brust entrang, gruben sich die Zähne schmerzhaft in ihre Unterlippe. Es war infam, daß ihr Name an solchen Orten öffentlich genannt und sie mit Escher in Beziehung gebracht wurde, die in dieser bestimmten Form doch gar nicht bestanden.

Woher wußten die Leute davon? Doch nur von Escher. Er hatte geprahlt, wohl in aller Oeffentlichkeit geprahlt mit Dingen, die sie selbst wie ein heiliges Geheimnis bewahrt. Jetzt kam es ihr wie besudelt vor, gemein besudelt, als sie plötzlich entdeckte, daß es schon Gemeingut des Mobs in den Tanzhallen von Dawson war. Oh, wie recht hatte sie gehabt, Escher bei ihrer letzten Unterredung auch das Anhören jeder Erklärung zu verweigern.

Erklärungen! Für ein solches Verhalten gibt's keine Erklärung oder gar Rechtfertigung. Die Tatsache ist da. Und die genügt.

Die Kranke mochte wahrgenommen haben, wie schwer die Bemerkungen des Mannes Eileen getroffen hatten. Vielleicht war es auch nur ein instinktives Gefühl, das sie veranlaßte, ihn zu verteidigen, denn sie antwortete:

„Es ist nicht wahr, was die Katze damals sagte. Sie ist ein bis in den Grund ihrer jungen Seele hinein verdorbenes Geschöpf. Ich weiß nicht, in welchem Verhältnis du zu dem Manne stehst, Eileen, aber ich habe alles mit angesehen und angehört, was an seinem Tische vorging. Er ist ohne Schuld. Die kleine May nahm einfach an seinem Tische Platz und er konnte es nicht hindern. Und warum hätte er es hindern sollen? Ist es ein Verbrechen, wenn jemand fragt, ob er sich an einen Tisch setzen darf, an dem schon andere sitzen? Ich meine, ist es ein Verbrechen für die anderen? Mir scheint dieser junge Mensch ein Ehrenmann zu sein. Das merkte man ganz deutlich aus der Art und Weise, wie er der Katze ihre Bemerkungen über dich verwies.“

Die Farbe war bei diesen letzten Worten wieder langsam in Eileens Gesicht zurückgekehrt. Ihre Brust hob und und senkte sich unter schweren Atemzügen, die sie nicht bemeistern konnte.

Stellten sich die Dinge etwa doch anders dar, als sie gedacht? Gab es eine Rechtfertigung für ihn, eine Entschuldigung?

Eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber noch rechtzeitig drängte sie sie zurück und ein herber Zug legte sich um ihren Mund.

Nein, da war immer noch die gemeinschaftliche Reise der beiden nach dem Johnson-Gebirge und das Eintreten Eschers für das Mädchen diesem Bully gegenüber.

Die Kranke, die eine kleine Pause gemacht hatte, weil das Reden sie zu sehr anstrengte, fuhr jetzt fort:

„Ich bin nicht mehr in deiner Gewalt, Toby Stokes. Schon seit einigen Tagen habe ich gefühlt, wie eine Veränderung mit mir vorging. Das Unnatürliche, das du von mir verlangtest, das Unrecht meinem Kinde gegenüber, hat die unbegreifliche Verblendung von mir genommen, in der ich all diese Jahre gelebt habe. Ich begann dich zu sehen, wie du wirklich warst, nicht mehr, wie ich dich die ganzen Jahre hindurch gesehen habe. Ich weiß nicht, ob wir Menschen überhaupt richtig sehen können. Sicher nicht dort, wo wir mit unserm Gefühl sehen. Das zeigt uns etwas ganz anderes. Jetzt habe ich das deutlich erkannt. Ich hatte dich für das Urbild der Kraft und Stärke gehalten, und nun hat dich ein junger Mensch, an Kräften dir so unterlegen, besiegt. Ich weiß es, daß du der Unterlegene bist, dein Gesicht verrät es. Das hat mich mit einem Male von dir befreit. Du sprachst von Fesseln, die ich trüge. Sie sind nicht mehr da. Ich sehe dich jetzt, wie du bist und begreife nicht, daß ich dich früher so anders sehen konnte.“

Dieses Geständnis schien sie maßlos aufgeregt zu haben. Sie konnte nicht weiter sprechen. Ein Krampf erschütterte die eingesunkene Brust und eine Blutwelle sprang über ihre Lippen.

Eileen bemühte sich sofort um sie, während Stokes nach dem Tische ging und sich dort auf einen Stuhl niederließ.

Die Kranke lag mit geschlossenen Augen auf ihrem Lager, die roten Flecke auf ihren Wangen waren verblaßt und ein fahles Grau an ihre Stelle getreten.

Eileen hatte im ersten Schreck gefürchtet, daß es das Ende sei. Als sie aber jetzt sah, daß der Atem wieder ruhiger wurde, drückte sie einen Kuß auf ihre Stirn und richtete sich auf.

Unter dem Kuß hatte die Kranke ihre Augen wieder aufgeschlagen. Ein dankbarer Blick aus ihnen traf das junge Mädchen, aber der Mund der Leidenden blieb stumm.

Mrs. King erhob sich.

„Ich denke, wir enden jetzt unseren Besuch. Mrs. Stokes, Sie müssen in eine andere Umgebung, brauchen vor allen Dingen einen Arzt und richtige Pflege. Der Arzt wird Sie heute noch besuchen und, wie ich hoffe, Ihre Ueberführung nach dem Hospital veranlassen.“

„Meine Frau bleibt hier“, entgegnete Stokes wieder mit dem häßlichen überlegenen Grinsen, das seine Zähne sichtbar werden ließ. „Ueber meine Frau habe ich zu bestimmen. Zahlen Sie mir ihren Anteil an der Erbschaft aus, dann wird sie alle Pflege haben, die sie braucht. Im andern Falle mache ich ihr das Leben zu einer Hölle, die schlimmer sein wird, als die auf der andern Seite drüben.“

„Ueber Ihre Frau“, rief Mrs. King empört, „hat niemand zu bestimmen als Ihre Frau. Sie lassen uns für Sie handeln, Mrs. Stokes, nicht wahr?“

Die Kranke, zu schwach, um zu sprechen, gab ihr Einverständnis nur durch ein Bewegen der Augenlider zu erkennen.

Mit einem Händedruck verabschiedeten sich Eileen und Mrs. King von ihr und verließen das Haus.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Als eine Stunde später der von Eileen und Mrs. King gesandte Arzt das Haus betreten wollte, fand er es verschlossen. Innen war kein Licht zu sehen und alles Klopfen und Rütteln an der Tür blieb erfolglos.

Plötzlich vernahm er eine gröhlende Stimme hinter sich.

„Was reißen Sie hier an der Tür herum?“

„Ich will eine Kranke besuchen.“

„Well, die Kranke ist nicht mehr da und wird auch nicht wieder zum Vorschein kommen, so lange Miß Malony meine Bedingungen nicht erfüllt hat. Sagen Sie ihr das.“

„Haben Sie auch bedacht, welche Verantwortung Sie damit übernehmen?“ fragte der Arzt ernst und eindringlich.

„Verantwortung?“ wiederholte Stokes mit seinem gewöhnlichen höhnischen Lachen. „Die überlasse ich Miß Malony. Die Kranke ist meine Frau, und über sie bestimme ich. Da ich aber bemerkt habe, daß die Besuche ihrer Tochter

sie aufregen und ich nicht immer zu Hause bleiben kann, um auf meine Frau aufzupassen und die Besuche zu verhindern, so habe ich sie an einen Ort gebracht, wo es dieser Laffe verdammt schwer werden wird, sie aufzufinden. Sie hat es aber in der Hand, mich davon zu überzeugen, daß ihre Besuche sie nicht mehr aufregen."

„Also Erpressung!" sagte der Arzt kurz, von dem Benehmen des Mannes angewidert.

„Wenn's Ihnen gefällt, mögen Sie's so nennen. Wenn Sie aber etwa glauben, mich damit einschüchtern zu können, so will ich Ihnen sagen, daß man nichts gegen mich unternehmen wird. Denn wenn ich verhindert sein sollte, mich um die Kranke zu kümmern, ist sie ohne Hilfe und Pflege. Good night, Doktor! Ich glaube, es gibt noch mehr Schnee diese Nacht, meinen Sie nicht auch?" (Fortsetzung folgt.)

Schuljahre des Kindes — Lernjahre der Eltern.

Es ist kein kleiner A-B-C-Schütze mehr, unser Schulkind. Es hat sich seinerzeit auf die Schule gefreut, weil wir ihm nicht Angst gemacht haben mit dem „strengen Herrn Lehrer", sondern ihm erzählt haben von den vielen schönen Dingen, die es in der Schule lernen dürfe, von den Kameraden, die es finden werde. Nun kann es schon lesen und rechnen und kommt ohne viel Mühe in der Klasse mit. Ja, es ist ein ganz normales, ausgewachsenes Schulkind. —

Manchmal aber kommt der Mutter eine Bangigkeit ins Herz: „Gehört es mir eigentlich noch? Was denkt es? Was treibt es in den vielen Stunden, da es nicht bei mir ist? Unkontrollierbar sind die Einflüsse, denen es ausgesetzt ist auf dem Schulweg, in der Klasse, durch Lehrer und Mitschüler, durch die tausend unsichtbaren Miterzieher, die es nun beeinflussen, ob es will oder nicht.

Willst du mit deinem Kind in innerer Verbindung bleiben, liebe Mutter, so hab' Zeit auch für dein Schulkind! Sei für dein Kind da, wenn es von der Schule heimkommt. Laß es erzählen, was es erlebt hat, und hör richtig zu. Nicht ausfragen sollst du es und gar hart tadeln, wenn es Fehler gemacht hat. Wenn du es auszuforschen pflegst wie ein Richter, dann schließt es sich vor dir zu. Aber wenn es dein lebendiges Interesse, dein wirkliches Aufgeschlossensein für seine Schulfragen, -erlebnisse und -nöte spürt, wird es ganz von selbst herausprudeln, was es bewegt.

Kritik am Lehrer nimm nicht an. Es ist verhängnisvoll für den werdenden Charakter der Kinder, wenn sie sich angewöhnen, über die Personen, die eine Autorität für sie bedeuten sollen, abfällig zu urteilen. Vieles, was die Kinder von falscher Behandlung und dergleichen erzählen, ist einfach nicht wahr, ist falsch verstanden, ist dummes Klassengeschwätz. Hast du aber wirklich den Eindruck, daß etwas nicht stimmt, so geh zum Lehrer und sprich dich aus, nimm auch ohne Empfindlichkeit einen Hinweis, einen Rat an. Du weißt doch, daß du dein Kind immer durch die Brille der Liebe, also einseitig, siehst?

Nimm wirklich Anteil am Lernstoff der Schule. Dein Kind lernt viel freudiger, wenn es spürt, daß auch der Mutter die Dinge wert sind, die es in der Schule treibt. Du sollst selbstverständlich nicht mit oder gar für dein Kind die Schulaufgaben machen. Aber sorge dafür, daß es zu bestimmter Zeit ungestört seine Arbeit für die Schule tut, höre die Gedichte oder Vokabeln ab, schau nach, daß es sauber schreibt und seine Bücher und die Schulmappe ordentlich hält. Gewöhne es daran, die größeren Aufgaben, Aufsätze, Uebersetzungen zum Beispiel, nicht bis zum letzten Tag hinauszuschieben, sondern gerade das Schwerere mutig und zeitig anzufangen und hinter sich zu bringen. Gemeinsames Anfertigen von Schularbeiten mit Klassenkameraden ist meist ganz wertlos, es macht faul, entwöhnt von selbständigem Denken, von eigener Verantwortung, verleitet zu Flüchtigkeit. Ausnahmen gibt es natürlich, wenn zum Beispiel dein Kind krank war und sich von einem begabten Kameraden beim Nachholen helfen läßt, so ist das nur dankbar anzunehmen. Also kümmere dich darum, wie und was dein Kind lernt. Du wirst manchmal erstaunt sein, wieviel Bildungsgut deinem Kind heute geboten wird und in welch anmutiger Form. Du kannst sogar selber noch zulernen. Dein Bub freut sich, wenn er einmal mehr weiß als du und dich belehren kann. Laß ihm den Spaß!

Kümmere dich um die Kameradschaft deines Schulkindes! Sie ist für seine Charakterbildung, ja oft für seine ganze Zukunft entscheidend. Darum laß dein Kind die Freunde mitbringen zum Spiel, auch wenn dein Stubenboden dabei an Glanz und Frische erheblich einbüßt. Nur wenn du die kleinen Schulfreunde kennst und in mütterlicher Güte fröhlich gewähren lässest, kannst du auch einmal ein ernstes Wort reden mit deinem Kind über einen Umgang, der dir Sorge macht. Suche unmerklich den Verkehr deines Schulkindes mit netten, wohlerzogenen Kindern zu fördern, auch wenn sie nicht deiner gesellschaftlichen Schicht angehören.

Und spürst du deinem Kind an, daß es in eine unpassende Kameradschaft hineingeraten ist, daß ungünstige Einflüsse sich auswirken, so sei auf der Hut. Mach keine Szene und beginne nicht mit Verboten. Du beobachtest vielleicht, daß dein Kind nervös, schreckhaft, bedrückt ist, daß es morgens nicht frisch erwacht, daß es nicht gern sagt, wo es gewesen ist. Dann setz dich abends an sein Bett und sprich gütig und verstehend mit ihm, daß nun die Jahre kommen, wo man sich über allerlei Dinge Gedanken mache und niemand recht fragen möge, daß es leider Kameraden gebe, die Freude an schmutzigen Reden und häßlichem Tun haben, daß man nun stark werden müsse und den lieben Gott um ein reines Herz bitten dürfe. Vor allem ist wichtig, daß du auch Entgleisungen nicht tragisch nimmst, sondern deinem Kind zutraust, daß es sich zurechtfindet. Wenn nur dein Kind Vertrauen zu dir hat und wirklich mit den Nöten und Fragen seines Leibes und seines Gewissens zu dir kommen kann!

Trau deshalb deinem Schulkind immer das Beste zu: Reinheit, Wahrhaftigkeit, Treue. Aber sei darauf gefaßt, daß es auch einmal den Versuchungen erliegt; die Massensuggestion einer ganzen Schulklasse, die Schultradition ist oft stärker als die Widerstandskraft eines noch unfertigen Menschenkindes. Ein paar Schulstreiche gehören in jede Schülerzeit, darum sei nicht pedantisch.

Kümmere dich um den Lesestoff deiner Schulkinder! Gute Bücher sind in diesen bildsamen Jahren so wichtig wie gute Freunde. Gönne überhaupt deinen Kindern so viel gesunde Freude wie möglich. Die Eindrücke, die sie in den Jahren zwischen acht und sechzehn bekommen, prägen ihre ganze Zukunft viel mehr als alles, was sie später erfahren.

Darum suche dich in Erziehungsfragen selbst weiterzubilden, besuche Elternabende der Schule, werde selbst reifer durch die Aufgaben, die dir die größer werdenden Kinder stellen. Auch für dich sind die Schuljahre deiner Kinder Lernjahre des Lebens. Hab' acht auf das, was diese Schule dir aufgibt. Viktor Schmidt.

Die Auferstehung und das Leben.

(Sonntagsgedanken.)

Wenn in der Bibel mehr als uns lieb sein mag diese beiden Worte beisammenstehen, so haben wir daraus zu lernen. Leben ist uns einfach gegeben, möglicherweise aber gar nicht als geschätztes Geschenk, vielleicht mehr als drückende Last, die wir lieber abwerfen wollten, wenn man nur